



bUchstaBeNsUPpe

Newsletter

Juni 2020

1873, Wien: Epizentrum der Krise

Wer Loibelsberger sagt, muss auch Nechyba sagen. Na ja – der erfolgreiche österreichische Autor lässt sich aber gar nicht so leicht in eine Schublade stecken oder auf ein Genre reduzieren. Zum reichhaltigen Oeuvre gehören Lyrik und Prosa (nichtkriminell!) ebenso wie historische Sachbücher und (wer hätte das gedacht) auch so manches kulinarische Werk.

Und jetzt: „Alles Geld der Welt“ – im Gmeiner-Verlag erschienen und trotzdem kein Krimi; „Ein Roman aus Wien im Jahr 1873“.

Wie in seiner Romanreihe um den Inspector des kaiserlich-königlichen Polizeiagenteninstituts Joseph Maria Nechyba zeichnet der Autor ein akribisches Bild der Zeit, in der die dramatische Geschichte von Aufstieg und Fall des Bankhauses Strauch spielt: Die Anfänge zur Zeit des alten Freiherrn von Strauch, der seine Karriere noch als Aaron Rosenstrauch begonnen und dann als Financier des Wiener Kongresses gefestigt hatte, konvertierte, gar Ehrenbürger von Wien wurde und damit Immobilien in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt erwerben konnte, bis zum Mai 1873, als der große „Gründerkraach“ das österreichisch-ungarische Bankkapital in den Grundfesten erschütterte und eine tiefgehende Deflationskrise auslöste.

Loibelsberger begleitet den Lebensweg des „jungen Barons“ Heinrich von Strauch, der das ererbte Vermögen anfangs mehren kann und von der Spekulationsblase vor der Wiener Weltausstellung, die am 1. Mai 1873 pompös eröffnet wurde, profitiert; bei seinem Aufstieg leistet ihm sein Freund aus Jugendtagen, Ernst Xaver Huber, gute Dienste. Im Palais von Strauch teilt er das Bett mehr mit dem Hausmäd-
el

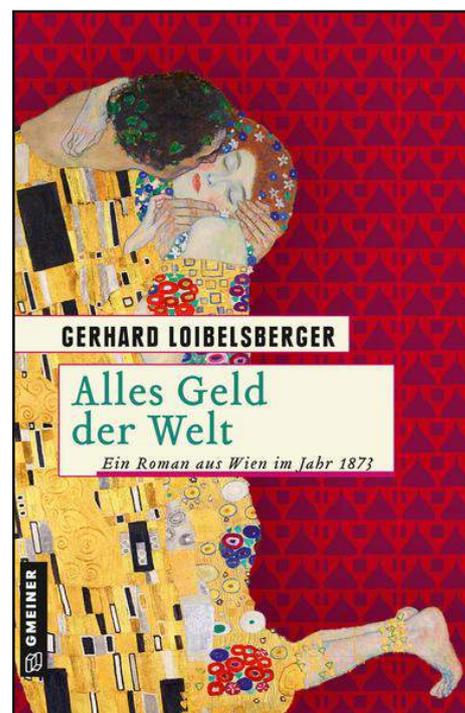
Resi und seinen flüchtigen Geliebten als mit der ungeliebten Gattin – über den Haushalt wacht mit durchaus kritischem Blick der vom Vater geerbte Major-domus Jean.

„Alles Geld der Welt“ zeichnet ein pralles Panorama einer Zeit, in der scheinbar alles möglich war, wenn man nur die richtige Idee hatte, wie und wo man sein Geld anlegen konnte – vorausgesetzt, man hatte ein bisschen „Spielgeld“.

Mit „Alles Geld der Welt“ tritt Loibelsberger in große Fußstapfen – da gibt es durchaus eine Verwandtschaft mit Zolas „Rougon Macquarts“ und Balzacs „Menschlicher Komödie“.

Wer Loibelsberger sagt, muss auch Nechyba sagen? Stimmt. Der junge Joseph Maria hat einen klitzekleinen Cameo-Auftritt in diesem Roman – aber das müssen Sie selbst lesen, mehr darf nicht verraten werden!

KURT LHOTZKY



Gerhard Loibelsberger
Alles Geld der Welt – Ein Roman aus Wien im Jahr 1873
Gmeiner Verlag | 346 Seiten | 17,- EUR

GERHARD LOIBELSBERGER, geboren 1957 in Wien, startete 2009 mit den »Naschmarkt-Morden« eine Serie historischer Kriminalromane rund um den schwergewichtigen Inspector Joseph Maria Nechyba. 2010 wurden »Die Naschmarkt-Morde« für den Leo-Perutz-Preis nominiert. Darüber hinaus wurden die Werke des Autors bereits mit dem silbernen sowie goldenen HOMER Literaturpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2017 erschienen der Italien-Thriller »Im Namen des Paten« – als Fortsetzung des Venedig-Thrillers »Quadriga« – sowie der erste Nechyba-Comic »Der Bankert vom Naschmarkt«. Zu Loibelsbergers 60. Geburtstag erschien der Lyrik-Band »Ants & Plants« als E-Book. 2018 folgten der sechste und letzte Nechyba-Roman »Schönbrunner Finale« sowie der Lyrik- & Kurzprosaaband »Young Dummies«. Infos unter: www.loibelsberger.at

Das Schaf im Wolfspelz

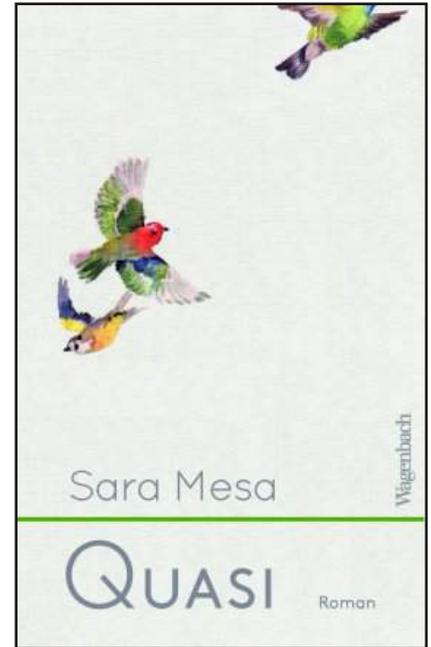
Alles beginnt in einem Park. Sie nennt ihn Alter, er nennt sie Quasi. Sie ist 14, er ist 54. Kein guter Anfang für eine Freundschaft, oder?

Quasi war eigentlich gar nicht auf der Suche nach einer neuen Freundschaft, sie wollte einfach nur in Ruhe in ihrem Versteck im Park sitzen, wie auch sonst, wenn sie die Schule schwänzt. Aber der Alte hat sie entdeckt und kommt sie von da an jeden Vormittag im Park besuchen. Anfangs ist Quasi verunsichert und genervt. Sie besitzt die gesunde Skepsis einer 14-Jährigen, der man beigebracht hat, nicht mit Fremden zu sprechen. Was will der Mann? Wird er sie verpetzen? Aber der Alte scheint nichts zu wollen und verpetzt sie auch nicht. Er erzählt gerne, und dabei kennt er nur zwei Themen: Vogelarten und die Sängerin Nina Simone. Seine Art zu Reden ist etwas merkwürdig, seine Aussagen sind naiv. Trotzdem taut Quasi langsam auf, beginnt dem Alten zu vertrauen und erzählt auch. Von ihrer Familie, ihrer Schule und ihren Problemen. Doch bald wird sie nervös – die Zeit

sitzt ihr im Nacken, denn ihr Fernbleiben vom Unterricht wird eines Tages auffliegen. Aber sie hat einen Plan ...

Die Tragik der Geschichte entfaltet sich langsam und wird wie das Innere einer Zwiebel Schicht für Schicht enthüllt. Aber sie ist von anderer Natur als erwartet. Die Autorin Sara Mesa richtet ihren Blick auf zwei Außenseiter der Gesellschaft, die sich gleichsam zwischen Opfer- und Täterschaft bewegen. Dem sehr reduziert erzählten Roman schwingt ein fast unerträglich verdächtiger Unterton mit, von dem man nicht weiß, ob er tatsächlich da ist, oder ihn nur glaubt zu lesen. Das Ende der Geschichte kommt abrupt und erzählt über einen Rückblick nur das Notwendigste, um das Geschehene voll erfassen zu können.

VIOLA SCHOSSLEITNER



Sara Mesa
Quasi
Übersetzung: Peter Kultzen
Wagenbach | 144 Seiten | 18,50

Henning allein zu Haus

Durch Juli Zehs nur 190 Seiten schlanken Roman liest man sich leicht innerhalb nur eines Nachmittages. Nicht allein wegen seines geringen Umfangs, sondern vor allem aufgrund des wahnsinnig spannenden Inhalts. Man kann ihn einfach nicht weglegen!

Schauplatz: Lanzarote. Es beginnt alles ganz harmlos. Henning verbringt mit seiner Frau Theresa und den beiden Kindern einen Urlaub in einem kleinen Ferienhäuschen. Wir erfahren aus Hennings Sicht, wie es um seine Beziehung und das Familienleben steht, welche Dynamiken sich entwickelt haben und welche Probleme ihn belasten. Nachts quälen ihn manchmal Panikattacken, er weiß aber nicht wieso. Irgendetwas stimmt nicht mit ihm, und zwar schon lange, aber er weiß nicht was. Theresa ist dafür keine Ansprechpartnerin mehr, die Arbeit und die Kinder sind ihr Anstrengung genug, ihr Mann soll seine eingebildeten Probleme endlich selbst in den Griff bekommen. Sie schlägt ihm vor, eine Fahrradtour zu unternehmen, und er nimmt ihren Vorschlag an. Hen-

ning radelt los, er hat sich eine anstrengende Strecke vorgenommen. Unterwegs kreisen seine Gedanken wieder um seine Probleme, er denkt an die guten und schlechten Erlebnisse und lässt Vieles Revue passieren. Er bestaunt auch die vorüberziehende Landschaft, die ihm merkwürdigerweise immer bekannter vorkommt, obwohl es sein erstes Mal auf der Insel ist. Hennig wird wie von einem Sog auf einen bestimmten Weg gezogen, er weicht von seiner geplanten Route ab um diesem Weg zu folgen. Er hat kein Trinkwasser und keinen Proviant dabei, er fühlt sich schwach aber fährt immer weiter. Bis er vor einem bestimmten Haus hält. Eine Frau tritt heraus, begrüßt ihn und erkennt seinen Erschöpfungszustand. Sie bewirtet ihn und erzählt etwas über die

Geschichte dieses besonderen Hauses. Sie führt in ihn die hauseigene Galerie um ihm ihr Kunsthandwerk zu zeigen, aber Hennings Blick bleibt schlagartig an etwas anderem hängen. Er sieht die bemalten Steine, er sieht das Sofa, und plötzlich fällt ihm alles wieder ein.

VIOLA SCHOSSLEITNER



Juli Zeh
Neujahr
btb Verlag | 190 Seiten | 11,40 EUR

Oh ja, es ist möglich (revisited)

Die folgende Rezension haben wir vor drei Jahren, anlässlich des Erscheinens der gebundenen Ausgabe des besprochenen Buche , schon einmal veröffentlicht. Jetzt gibt es „Das ist bei uns nicht möglich“ endlich als Taschenbuch – gerade rechtzeitig!

1935 erschien der Roman „It Can't Happen Here“ (dt. Erstausgabe *Das ist bei uns nicht möglich*, übersetzt von Hans Meisel in Amsterdam 1936) des amerikanischen Literaturnobelpreisträgers Sinclair Lewis (1885-1951).

Lewis, der nach dem Studium an der angesehenen Yale-Universität mit sozialistischen Kreisen um Jack London in Kontakt gekommen und mit letzterem eng zusammengearbeitet hatte, machte sich in den 1910er und '20er Jahren mit sozialkritischen, meist satirischen, Romanen wie „Babbitt“ oder „Elmer Gantry“ einen Namen.

„Was ist nicht möglich“, fragt man sich, wenn man diesen nun bei Aufbau neu aufgelegten Titel vor sich sieht? „Das“ sei in den USA nicht möglich, hört der liberale Zeitungsmacher Doremus Jessup immer wieder, wenn er, ein kritischer Geist, vor der Gefahr einer faschistischen Bewegung in den USA warnt.

Lewis' Roman ist kontrafaktisch – er beginnt im Jahr, in dem er geschrieben wird und beschreibt den Aufstieg des nicht wirklich hellen Senators Berzellius „Buzz“ Windrip zum Führer einer „Bewegung der vergessenen Männer“, einer Allianz aus Kriegsveteranen und Offizieren, Klerikaler unterschiedlichster Provenienz, ewig-zu-kurz-Gekommener Glücksritter, verängstigter Kleinbürger ...

Das ideologische Mastermind hinter Windrip, dessen brachialer Redestil abschreckt und gleichzeitig fasziniert, ist der gelernte Journalist Lee Sarason, der den Senator schließlich ins Weiße Haus bugsiiert – und dann staunen alle, was

möglich ist. In kürzester Zeit entsteht im Schoß der „Vergessenen Männer“ eine „Bewegungsmiliz“ der „Minuten-Männer“ (eine Anspielung auf die Miliz der Siedler der Neu-Englandstaaten im Krieg gegen die Briten), die im Stil der italienischen Squadristi und der deutschen SA jede Opposition gegen Windrip zerschlagen. Schulen und Zeitungen werden gleichgeschaltet, die Gewerkschaften „verstaatlicht“, und als die Teile der Bevölkerung, die Windrips sozialer Demagogie während seines Wahlkampfes geglaubt haben, nun die Erfüllung seiner Versprechen einfordern, warten Arbeits- und später Konzentrationslager auf sie. Gut amerikanisch wird der Rassenhass gegen Schwarze ebenso geschürt wie die antisemitische Karte gespielt.

Ein Populist im Weißen Haus? Ein rechter Medienmann an seiner Seite? Kein Wunder, dass das Buch, für das Lewis beim Erscheinen als Nestbeschmutzer und Staubaufwirbler gescholten wurde, jetzt in den USA ein Bestseller ist.

Lewis hat viel in dieses Buch hineingewoben. Unzweideutig spielt er in manchen Passagen auf den Gouverneur von Louisiana Huey Long (1893-1935) an, der ähnlich Windrip als Verteidiger der Unterschichten auftrat und gleichzeitig über tausend Fäden mit der Großfinanz und den alten Eliten verbunden war; oder auf den Bürgermeister von New Jersey, Frank Hague (1876-1956), der sich brüstete, die Stadt „gewerkschaftsfrei“ gemacht zu haben; oder den katholischen Radiopriester Coughlin, der vom Unterstützer des

New Deal zum landesweiten Sprachrohr einer protofaschistischen Protestbewegung wurde.

Lewis beschreibt klarsichtig, wie ein faschistisches Regime letzten Endes die eigene Massenbasis auffrisst, wie Machtkämpfe und Intrigen die innere Führungsschicht aushöhlen und spalten. Im Zentrum seiner Kritik steht aber der liberale Irrglaube, ein Faschismus wäre in den USA nicht möglich. Oh doch, er ist es. In seinem Standardwerk „Anatomie des Faschismus“ hat der US-Historiker Robert Owen Paxton 2004 angemerkt, dass ein authentischer amerikanischer Faschismus sehr wohl möglich sei - er werde nur ein eigenes Gesicht und einen anderen Namen tragen.

KURT LHOTZKY



Sinclair Lewis

"Das ist bei uns nicht möglich"

Aufbau-Verlag | 448 Seiten | € 14,40

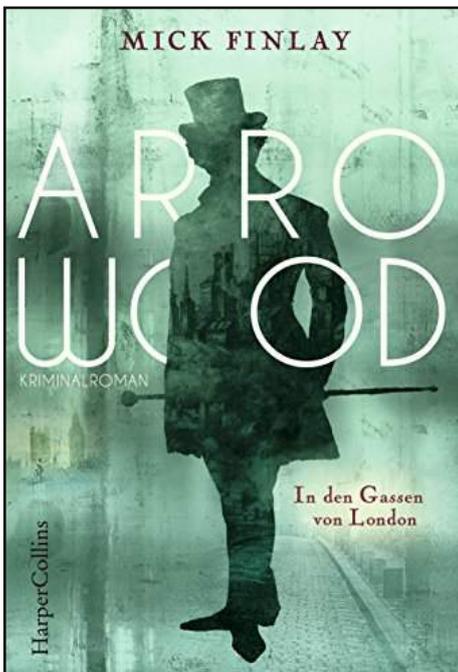


Folge uns auf Instagram! Tipps und Infos und (manchmal) oskarverdächtige Videos!

Let Me Take You by the Hand And Lead You Through the Streets of London

Privatdetektiv William Arrowood, übergewichtig, oft ungepflegt und vermutlich ein bisschen manisch-depressiv sowie mit einer Neigung zu Alkohol und opiumhältigen „Arzneien“ – auch hat ihn zum Zeitpunkt unseres Einstiegs in seine Fälle Mitte der 1890er Jahre soeben die Gattin verlassen – hat als Journalist im Chronikteil irgendeines Londoner Schmierblattes begonnen.

Als er diese Stelle verliert, beschließt er, seine auf Lektüre zahlreicher Fachbücher begründete psychologische Menschenkenntnis und die im Beruf tatsächlich erlernten Recherchemethoden als Ermittler einzusetzen. Ihm zur Seite steht Norman Barnett, sein „Mann fürs Grobe“, der gleichzeitig als Ich-Erzähler



der Romane fungiert. Auch er hat persönliche Probleme. Neben den Folgen einer offenbar entbehrensreichen, möglicherweise von Gewalt geprägten Kindheit und Jugend (was wir nur schrittweise und in den ersten beiden Bänden keineswegs vollständig erfahren), leidet er ungeheuerlich unter dem Tod seiner Frau. So sehr, dass er davon lange Zeit nicht einmal seinen Chef informieren mag. Auf Arrowoods und dessen bei ihm lebender unverheirateter Schwester Ettie öfter ausgesprochene Essenseinladungen reagiert er gar ausweichend, die Gattin sei „unpässlich“ oder „die Schwester besuchen“.

Im ersten von Mick Finlay geschriebenen Fall (in der deutschsprachigen Über-

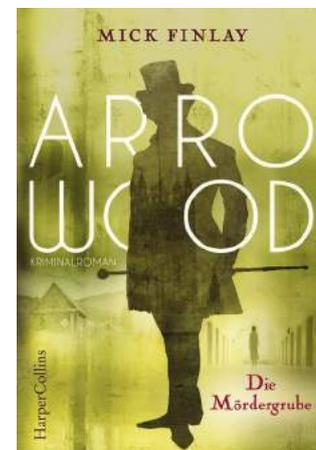
setzung mit dem Untertitel „In den Gassen von London“ versehen) werden wir gleich mitten in die Leben dieser beiden fast schon Anti-Helden und ins Geschehen hineingezogen, als eine neue Klientin Arrowood und Barnett anheuert, ihren Bruder zu finden. Dass dahinter mehr steckt, ahnt der behäbige Ermittler von Beginn an. Immerhin ist seine Menschenkenntnis so weit ausgeprägt zu erkennen, dass die Dame ihn nicht über alle Details informiert oder sogar anlügt. Aber er und Norman brauchen dringend einen Auftrag. Und so stolpern sie im Laufe der Ermittlungen, mehr gebremst als unterstützt von Inspector Petleigh von der Londoner Polizei, in ein Gewirr aus schmutzigen Geschäften eines Gangsterbosses, hoher Regierungsbeamter, einer geheimen Unterorganisation Scotland Yards und irischer Unabhängigkeitskämpfer, genannt „Feniers“ (im Original „Fenians“).

Keine viktorianische Romantik

Daran anschließend („Die Mördergrube“) werden sie auf seltsame Machenschaften einiger vorgeblich wohlthätiger Vereine und der Anstaltsleitung eines Irrenhauses – im Nachwort rechtfertigt Mick Finlay die der Zeit um 1900 angepasste Wortwahl – angesetzt. Dabei decken sie den selbst für damalige Verhältnisse erschreckend brutalen Umgang mit behinderten Menschen auf. Und auch diesmal geht es nicht ohne unschuldige Opfer – heute würde man wohl „Kollateralschäden“ dazu sagen –, zahlreiche Gewaltszenen von Prügeleien mit ausgeschlagenen Zähnen bis hin zu Messerstechereien ab.

Nein, romantisch-viktorianisch ist dieses England, in dem Arrowood bemüht ist, Verbrechen aufzuklären, ganz und gar nicht. Daneben wimmelt es außerdem von

Taschendieben, bettelnden Kindern und Alten, Huren, Trunkenbolden, Hygieneproblemen, prügeln, korrupten Polizeibeamten – kurzum, wohl wesentlich authentischeren Verhältnissen als in einer Sherlock Holmes Geschichte. Und dabei,



das ist der (bisherige) *running gag* der Reihe, agiert man in genau diesem fiktiven London und Umgebung. Mehrfach regt sich Arrowood nahezu maßlos darüber auf, dass dieser „Scharlatan“ überhaupt nicht auf die Menschen eingehe, sondern schlicht und einfach Glück habe, dabei aber leider auch noch die wesentlich lukrativeren Fälle zugetragen bekomme.

Man darf gespannt sein, wie es weitergeht. In England ist diesen April bereits der dritte Band („Arrowood And The Thames Corpses“, HarperCollins UK) erschienen.

MARTIN LHOTZKY

Mick Finlay: ARROOD. In den Gassen von London

HarperCollins, |428 S. |, I 11,30 €ier.

Mick Finlay: ARROOD.

Die Mördergrube. Kriminalroman,

HarperCollins |480 S. | 11,30 €.

Am Ölberg fließt das Blut in Strömen

In der vierten Fallstudie um den viktorianischen geldgierigen und erstaunlicherweise absolut der Wahrheit verpflichteten „Persönlichen Ermittler“ Sidney Grice untersuchen er und sein Mündel und Mitarbeiterin March Middleton einen äußerst brutalen Mord.

Genauer gesagt, eine Mordtat, die mit dem Hinschlachten beinahe einer ganzen Familie plus Personal eine Generation zuvor am selben Ort, der Villa „Gethsemane“ in der titelgebenden Gaslight Lane, zusammenzuhängen scheint. Nur, dass das Haus mittlerweile – wir schreiben das Jahr 1884 – umgebaut und in eine Art Festung verwandelt worden ist, um eine mögliche Wiederholung der grauenhaften Taten von da-



Victoria – mit Geburtsnamen Princess Alexandrina Victoria of Kent – (* 1819-1901) war von 1837 bis 1901 Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, ab dem 1. Mai 1876 trug sie als erste britische Monarchin zusätzlich den Titel Kaiserin von Indien. Während ihre humorvolle Ausstrahlung - siehe Porträt oben - eher gedämpften Spaß versprach, brodelte es im Untergrund ganz gewaltig. Verborgene Laster und eine beträchtliche Kriminalität sind für das viktorianische Zeitalter typisch.

mals zu verhindern. Offensichtlich aber mit wenig Erfolg.

Wüssten wir als aufmerksame Leser der ersten drei Bände („Mord in der Mangle Street“, 2016; „Der Fluch des Hauses Foskett“, 2017; „Tod in der Villa Saturn“, 2018; mittlerweile auch als Taschenbuchausgaben erhältlich) nicht, dass Sidney Grice herz- und komplett taktlos ist, müssten wir fast annehmen, er empfinde für seine neueste Klientin Charity „Cherry“ Mortlock etwas mehr als die Gier nach ihrem Geld. Ohne zu viel zu verraten, denn das schildert uns March Middleton im Vorwort, verzichtet „Mr G“, wie sie ihren Vormund auch nennt, diesmal auf sein Honorar. Dennoch zählt er diesen Fall zu seinen größten Erfolgen, „wiewohl er offiziell als einer seiner seltenen Fehlschläge galt.“, wie March anmerkt.

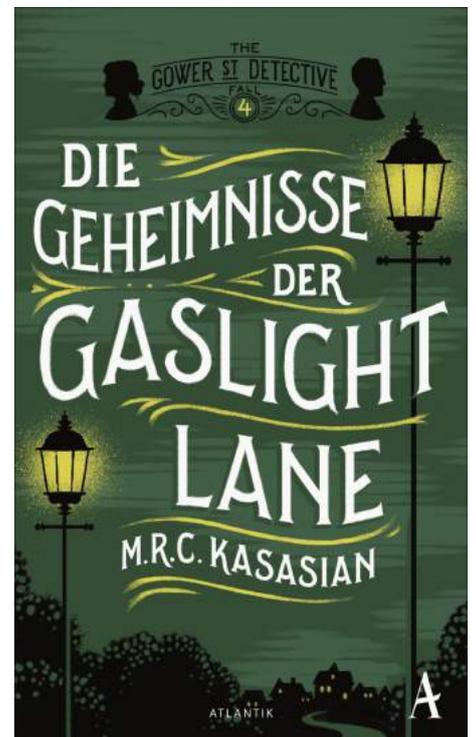
Düsterer als seine Vorgänger

Wie auch in den bisherigen Bänden der Gower Street Detective-Reihe wird die Schilderung der – diesmal praktisch nur auf Befragungen des Personals des Gaslight Lane-Herrenhauses beschränkten – Ermittlungen von merkwürdigen Sequenzen unterbrochen. Mal scheinen sie dem Gedächtnis des Täters von einst oder des aktuellen Täters, dann wieder den bösen Träumen von March (oder Wahnvorstellungen? in Band drei musste sie immerhin einige Zeit in einer berüchtigten englischen Irrenanstalt verbringen!) zu entspringen.

Wie schon zuvor wimmelt es nicht nur unterschwellig vor sarkastischen (Neben-)Bemerkungen, von meist etwas oberflächlichen aber durchaus angemessenen Schilderungen des Zeitkolorits der Straßen und Bewohner Londons und das patscherte Hausmädchen Molly vermag immer noch zu unterhalten. Doch dieser Band ist deutlich düsterer, beinahe möchte man sagen: trauriger als seine Vorgänger. Und er endet mit einem „Cliffhanger“. Der fünfte und letz-

te Band der Reihe, im Original als „Dark Dawn Over Steep House“ bereits 2017 beim britischen Verlag Head of Zeus Ltd. erschienen, wird hoffentlich bald nachgereicht werden.

MARTIN LHOTZKY

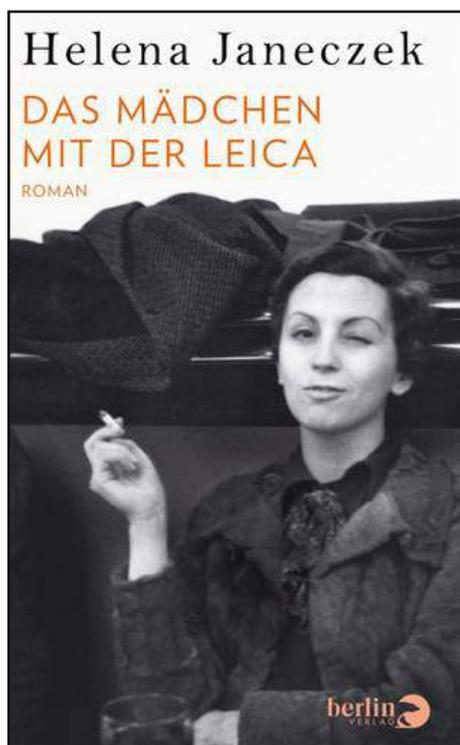


Martin R. C. Kasasian:
Die Geheimnisse der Gaslight Lane. The Gower Street Detective Fall 4. Atlantik / Hoffmann & Campe | 607 S. | 23,60

„Wenn Dein Foto nicht gelungen ist, warst Du nicht nahe genug dran“

Drei Fotografinnen und Fotografen haben in den 30er Jahren eine Revolution im Bildjournalismus eingeleitet: die Deutsche Gerta Pohorylle, der Ungar Endre Friedmann und der Pole David Roman Szymin. Berühmt wurden sie unter ihren selbstgewählten Pseudonymen: Gerda Taro, Robert Capa und „Chim“ Seymour.

Ihre Reportagen aus dem revolutionären Spanien und über den Kampf gegen den faschistischen Putsch vom Juli 1936 bis zur bitteren Niederlage der Republik 1939 haben nicht nur den Blick der Welt auf den südeuropäischen Kriegsschauplatz verändert – die Kriegsberichterstattung war mit ihnen in eine neue Zeitrechnung eingetreten.



Schon der Krimkrieg (1853-1856), der amerikanischen Bürgerkrieg (1860-1865) oder der 1. Weltkrieg (1914-1918) wurden fotografisch dokumentiert. *Statisch* dokumentiert: Geschützstellungen mit posierenden Artilleristen (Krim); Schlachtfelder mit arrangierten Gefallenen (amerikanischer Bürgerkrieg); auf den Sieg anstoßende Offiziere in Feldquartieren weit vom Schuss (1. Weltkrieg).

Revolution des Bildjournalismus

So wie sich die Kriege waffentechnisch veränderten, veränderte sich der Fotojournalismus durch die Entwicklung der Kamertechnik. Pohorylle (1910-1937), Friedmann (1913-1954) und Szymin (1911-1956) waren die bekanntesten, aber keineswegs die einzigen, Vorreiter einer neuen Zeit, die mit dem Namen einer Kamera verbunden ist: der Leica. Die kleine Rollfilmkamera revolutionierte die Fotografie, weil man keine riesigen Plattenkameras mehr herumschleppen musste. Der „schnelle Schuss“ war möglich geworden – man konnte den historischen Augenblick festhalten, weil man mit der Kamera mitten im Geschehen stand.

Was war nun das Besondere an den drei Fotografinnen und Fotografen, die sich Anfang der 30er Jahre im Pariser Exil kennenlernten – arm, aber unverzagt? Was hatten sie gemein? Alle drei stammten aus (unterschiedlich gut oder schlecht situierten) jüdischen Familien; alle waren aus ihren Geburtsländern vertrieben worden – von Faschismus, fanatischem Nationalismus, Antisemitismus. Ihre Herzen schlugen links.

Friedmann hatte das Glück gehabt, 1932 als Fotoassistent beim Deutschen Photodienst eine Serie von Bildern zu schießen, die es auf die Titelseite des „Weltspiegels“ und später anderer internationaler Zeitungen schafften: er war der einzige, der Leo Trotzki bei dessen „Kopenhagener Rede“ auf einer Massenveranstaltung der dortigen sozialistischen Studenten fotografiert hatte.

Als er, der schon vor dem Horthy-Regime aus Ungarn geflüchtet war, nach Paris ging, um den Nazis zu entgehen, half ihm dieser Ruhm freilich wenig. Hunderte Emigranten versuchten, in der französischen Metropole als Fotografen Fuß zu fassen.

Zu ihnen gehörte Gerta Pohorylle aber

nicht, die 1933 mit ihrer Jugendfreundin Ruth Cerf nach Paris flüchten musste, nachdem sie wegen illegaler Tätigkeit für die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) von der Gestapo verhaftet worden, aber durch ihre Kaltblütigkeit wieder freigekommen war. Die hoch intelligente, selbstbewusste und hübsche junge Frau, die der Sprache ihres Exillands mächtig war, arbeitete als „Tippmamsell“ und teilte sich mit ihrer Kameradin Ruth ein billiges Zimmer. Wenn die beiden ein bisschen Geld verdienen konnten, bewegten sie sich in den Kreisen der politischen Emigranten, besuchten Cafés oder leisteten sich dann und wann den Luxus eines Kinobesuchs.

David Robert Szymin hatte in Leipzig Kunst und Fotografie studiert und war schon 1931 nach Paris gekommen, um an der Sorbonne seine Studien zu beenden. Auch er gehörte zur „Kirchenmaus-Fraktion“, lebte mehr schlecht als Recht in den Banlieues und fotografierte Alltagsszenen. Auch er sympathisierte mit der Linken und das öffnete ihm die Türe zur Redaktion von *Regards*, einer der KPF nahestehenden, grafisch Maßstäbe setzenden sozialkritischen Illustrierten.

In der kleinen Welt der Exilierten, Antifaschisten und Künstler lief jeder jedem und jeder zwangsläufig über den Weg. Als Endre Friedmann Ruth Cerf im Herbst 1934 um ein Portraitphotoshooting bat, nahm diese ihre selbstbewusste Zimmergenossin Gerta Pohorylle als „Anstandsdame“ mit. Ob es Liebe auf den ersten Blick war oder nicht – beide wurden ein berufliches und privates Paar. Gerta war es auch, welche die brillante Idee gebar, aus dem schlecht bezahlten ungarischen Fotografen Endre Friedmann den reichen amerikanischen Müßiggänger, Weltenbummer und Fotografen Robert Capa zu machen – und sieh an: der „Amerikaner“

akquirierte mit Hilfe seiner Assistentin, die sich nun, anklingend an Greta Garbo, Gerda Taro nannte, lukrative Aufträge. Und Gerda, die bald mit der eigenen Leica unterwegs war, blieb nicht lange Capas Schülerin – ihr Talent und ihr Blick für den „richtigen Augenblick“ machte sie zur ebenbürtigen Partnerin.

In den Cafés trafen sie auf Henri Cartier-Bresson – und Szymin, der großartige Sozialreportagen über die Streiks und antifaschistischen Massendemonstrationen des Jahres 34 fotografiert hatte.

Drei, verbunden im Leben und im Tod

Als im Sommer 1936 drei Generäle der spanischen Armee, gestützt auf die faschistische *Falange*, gegen die Republik revoltierten und vollmundig erklärten, innerhalb von ein paar Wochen in Madrid ihren Kaffee trinken zu wollen, war für die Pariser Emigrantinnen und Emigranten klar: In Spanien ging es ums Ganze. Dort bestand die reelle Chance, die faschistische Flut zu brechen, die drohend in ganz Europa answoll und bereits Ungarn, Italien, Österreich und Deutschland überschwemmt hatte. Wer konnte, kämpfte – für die Republik, für die Revolution, die einen mit dem Gewehr, die anderen mit der Kamera.

Capa, Taro und Chim Seymour, wie sich Szymin nannte („Meinen Namen kann keiner aussprechen“) gingen nach Spanien, Capa und Taro arbeiteten oft gemeinsam. Und dort zeigten sie der Welt, was Kriegsreportage sein kann: gemeinsam mit republikanischen Milizionären stürmten sie gegen die Stellungen der Putschisten vor, fotografierten unter dem Feuer der feindlichen Maschinengewehre die angespannten Gesichter ihrer *camaradas*, teilten das Leben der Soldaten, mischten sich unter die Trecks der vor den Faschisten flüchtenden Zivilbevölkerung, besuchten Feldlazarette und zeigten das ungeschminkte Gesicht des Krieges. Sie waren nicht „objektiv“, sie waren nicht „unparteiisch“. Ihre Fotos waren Statements: für die Republik, gegen den Faschismus.

Jede und jeder der drei hatte seinen eigenen Stil. Robert Capas Stärke war die Fotografie der Offensive, das Alltagsleben in den republikanischen Stellungen. Sein

Ausspruch: „Wenn Dein Foto nicht gelungen ist, warst Du nicht nahe genug dran“ spiegelt sein Verständnis seiner Arbeit wider. Gerda Taro fotografierte häufig Frauen – Frauen in Waffen, Arbeiterinnen beim militärischen Training, Pflegerinnen in den Lazaretten. Auch sie war an der Front – die „*pequeña rubia*“ genoss ob ihrer Tapferkeit die Hochachtung der Soldaten, die sich anfangs über die kleine Deutsche lustig gemacht hatten. Chim konzentrierte sich auf Leben und Leiden der Zivilbevölkerung, vor allem der Kinder (ein Thema, dem er sich nach 1945 im Auftrag der UNESCO neuerlich annahm).

Am 25. Juli 1937 wurde Taro beim Rückzug der republikanischen Truppen von der Brunete-Front von einem Panzer



Der mexikanische Koffer:
Der Gral der modernen Kunst?

überrollt, als sie vom Trittbrett eines LKW, der sie mitgenommen hatte, abrutschte. Sie starb einen Tag später als erste Kriegsreporterin, die im Einsatz gefallen war.

Der Leichnam Gerda Taros wurde nach Paris überführt, ihre Beisetzung am 1. August (ihrem 27. Geburtstag) wurde zu einer antifaschistischen Massendemonstration. Zehntausende folgten dem Sarg. Unter den Trauergästen befanden sich neben Capa Ruth Cerf, Henri Cartier-Bresson, Pablo Neruda und Louis Aragon.

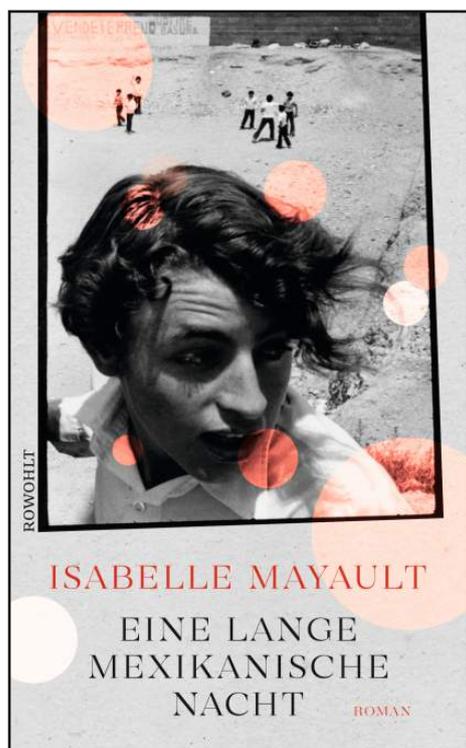
Robert Capa starb 1954 in Vietnam durch eine Landmine. Chim Seymour wurde 1956 am Suezkanal von einem ägyptischen Scharfschützen getötet.

Zwei Romane – unterschiedlich, aber großartig

Soeben sind zwei sehr unterschiedliche Romane über Gerda Taro und Robert und Chim erschienen.

Helena Janeczek, die in Deutschland als Tochter polnisch-jüdischer Überlebender der Nazizeit geboren wurde und seit vielen Jahren in Italien lebt, hat mit „Das Mädchen mit der Leica“ Gerta Pohorylle ein schönes und differenziertes literarisches Denkmal gesetzt. Aus der Sicht dreier Weggefährtinnen und Freunde entwickelt sie das Bild einer unerhört lebendigen, unerschrockenen und selbstbewussten Frau, welche sie wohl mit Recht in einem Interview als „betörend“ bezeichnet hat. Da ist einmal Willy Chardack, der in Deutschland und Paris zum engsten Freundeskreis Gertas gehört hatte und unglücklich in die junge Frau verliebt war. Chardack konnte Europa gerade noch rechtzeitig verlassen und in die USA emigrieren, wo ihn seine linke Vergangenheit immer wieder ins Visier der antkommunistischen Geheimdienste brachte. Wir begleiten den Miterfinder des Herzschrittmachers auf einem Spaziergang, auf dem ihm Erinnerungsfetzen an Gerda durch den Kopf gehen. Georg Kuritzkes, in den 20er und 3er Jahren Aktivist des Kommunistischen Jugendverbandes und dann der SAP arbeitet für die Welternährungsorganisation der UNO in Rom. Er war eine Zeit lang der Glückliche, der Gertas Leben teilen durfte – bis der „ungarische Fotograf“ in ihr Leben einbrach. Beide, Willy und Georg, lässt die Erinnerung an die faszinierende junge Frau nicht los. Ruth Cerfs Erinnerungen sind wohl die differenziertesten. Als Zimmergenossin in Paris hat sie die Kehrseite einiger Eigenschaften Gertas erlebt, die sie zugleich auch wieder liebenswert machten: Ihre rasche Entflammbarkeit für neue Menschen, ihr manchmal bis an die Grenze des Egoismus gehendes Selbstbewusstsein, aber auch ihre emotionale Zerbrechlichkeit, die sie nie nach außen kehrte.

Helena Janeczek ist ein wunderbares Buch geglückt, das Gerda Taro lebendig in ihrer Zeit porträtiert. Was mich zusätzlich für diesen Roman einnimmt, ist die intelligente Fotoauswahl, insbesondere das Coverfoto, das meiner Meinung nach das gelungenste Porträt Gerda Taros ist. „Das



Mädchen mit der Leica“ wurde übrigens mit dem Premio Strega, dem bedeutendsten Literaturpreis Italiens, ausgezeichnet.

Die junge französische Journalistin Isabelle Mayault hat mit „Eine lange mexika-

nische Nacht“ einen sprachlich bezaubernden, witzigen und berührenden Roman über das „Nachleben“ der drei Fotografinnen und Fotografen geschrieben.

Im Jahr 2007 war es dem Bruder Capas, Cornell Capa, nach jahrzehntelangem Suchen geglückt, in Mexiko Stadt den berühmten „mexikanischen Koffer“ ausfindig zu machen. 1939 hatte Chim drei Schachteln mit insgesamt 4.500 Negativen und einigen Abzügen einem Freund anvertraut, damit dieser sie vor den vorrückenden Nazis in Sicherheit brachte. Es handelte sich um unveröffentlichte Fotos von Bob, Gerda und Chim. Auf Umwegen gelangten diese Kartons (die zwar in einem Koffer transportiert wurden, aber Schachteln waren und blieben) ins Haus eines obskuren mexikanischen Generals. Ein Filmemacher „erbt“ die Negative und übergab sie 2007 unentgeltlich dem von Cornell Capa gegründeten „International Center of Photography“ in New York.

Mayault zeichnet den Weg des „mexikanischen Koffers“ nach. Die Achse des Romans sind die Lebensgeschichten jener starken und pfiffigen Frauen, die das Ge-

heimnis des Nachlasses von Taro, Capa und Seymour bewahrt haben. Durch die Handlung führt der mäßig erfolgreiche Filmemacher Luca, genannt Jamon, der sensibel und sarkastisch zugleich erzählt, warum er sich letzten Endes von diesem „Gral“ der zeitgenössischen Fotografie trennt.

Auch dieser Roman wurde zu Recht mit einem Preis bedacht – dem *Prix Ulysse du Premier Roman 2019*. Ein atmosphärisch schönes Buch.

KURT LHOTZKY

Isabelle Mayault
Übersetzt von Jan Schönherr
Eine lange mexikanische Nacht
Rowohlt | 240 Seiten | 22,70 EUR

Helena Janeczek
Übersetzt von Verena von Koskull
Das Mädchen mit der Leica
Berlin Verlag | 352 Seiten | 22,70 EUR

Sehnsucht: Fluss

Der Roman „Ach, Virginia“ von Michael Kumpfmüller beschreibt die letzten Tage von Virginia Woolf.

Der Roman ist in zwei Teile aufgeteilt: Zorn und Zärtlichkeit. Die Umklammerung des Ganzen betitelt den [Interkontinentalflug I] und [Interkontinentalflug II]. Teil I ist ein grober Überblick über Woolfs Lebens bis zu den letzten Tagen.

Teil II begleitet Leonard Woolf nach dem Tod seiner Frau. Sowohl Zorn als auch Zärtlichkeit unterteilt die letzten Tage in tagebuchähnlicher Form, beginnend mit Dienstag, 18. März [1941], endend mit Freitag, 28. März. Dazwischen folgen wir Woolf auf ihren täglichen und nächtlichen Wanderungen innerhalb und außerhalb ihrer eigenen Rastlosigkeit. Woolf lässt ihr Leben Revue passieren, begegnet den Menschen, die ihr wichtig waren. Das Damoklesschwert ihr Leben selbst zu beenden schwebt über allem und zwischen den Zeilen. Das Wie ist ihr klar, die erfolgreiche Durchführung braucht zwei Versuche. Die Sehnsucht nach dem Fluss birgt eine Faszination, der sie nicht entkommen kann. Die Versuche ihrer Schwester und ihres Mannes sie im Leben zu halten sind vorhanden, doch es scheint, dass sie Woolf

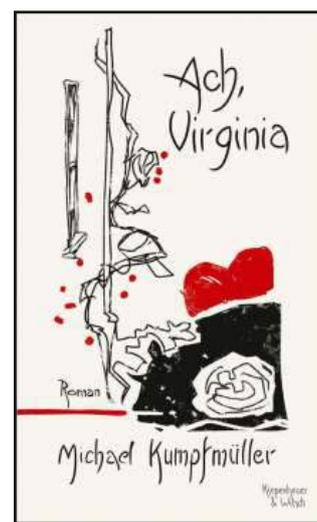
nicht mehr erreichen können. Ihr bleibt nur ein Ausweg aus der Misere.

Kumpfmüller beschreibt eindrücklich die Seelenlandschaft, die hohen Flüge und tiefen Gräben, die sich in Woolf auftun. Das, was in der Welt verrückt ist, verschwimmt, und es ist nicht klar, ob es die Welt an sich oder ob Woolf sie nur aus ihrer Perspektive verrückt ist.

Ein Kritikpunkt an dem Roman: die zitierten Stellen aus (Tage-)Büchern und Briefen sind nicht gekennzeichnet und so ist es fraglich, ob Kumpfmüller die Worte Woolf in den Mund gelegt hat oder ob es sich um Woolfs Worte handelt.

Sonst ist der Roman eine Einladung Woolf auf ihren letzten Tagen zu begleiten und sich danach mit ihrem Werk noch ein Mal mehr auseinanderzusetzen.

CLARA FELIS-RUBEY



Michael Kumpfmüller
Ach, Virginia
Kiepenheuer & Witsch
240 Seiten, Eur 22,70

Do-it-yourself-Pandemie

Von woher kommt das Corona-Virus? Landauf, landab verbreiten die COVIDioten ihre wirren Thesen: Klar, die Chinesen waren's (sagen die Virologen Trump und Petzner). Soros, die Rothschilds und die „gewissen Kreise“ haben das Virus nur erfunden, um die Weltherrschaft an sich zu reißen (unkt der Aluhut-Flügel von der AfD und deren Schüler in Österreich). Die Strafe Gottes für die Homosexualität (brabbeln dräuend brasilianische Evangelikale). „Die Natur schlägt zurück“, sagt der Mainstream.

Der amerikanische Wissenschaftsjournalist David Quammen zeigt in seinem neuen Buch „Spillover“, dass es einen engen Zusammenhang zwischen Naturzerstörung, der Zurückdrängung von Tierarten aus ihren natürlichen Lebensräumen, dem Geschäft mit Wildtierfleisch als Nahrungsmittel und dem weltweiten Transport- und Tourismusgeschäft gibt.

Die Corona-Krise hat die Naturzerstörung, die Erderwärmung und die Schadstoffemissionen aus den Schlagzeilen vertrieben. Zu Unrecht, wie man nach Lektüre des Buches von Quammen sagen wird. „Spillover“ (der Begriff bezeichnet das „Überschwappen“ von Viren von Tieren auf den Menschen) liest sich wie ein Thriller. Der Autor hat weltweit mit Medizinern, Virologen, Biochemikern, Wildhütern und Forstaufsehern gesprochen. 60 Prozent aller Infektionserkrankungen, die Menschen befallen können, haben ihren Ursprung im Organismus anderer Tiere.

Die Zerstörung der natürlichen Lebensräume (keineswegs dem Umstand geschuldet, dass die Bewohner der ärmsten Länder die Landwirtschaft immer weiter ausdehnen) ist der „Kollateralschaden“ der Verwüstungen und Brandrodungen, der Abholzungen und der Schaffung von Megacities, kurz: der gnadenlosen Jagd nach Profit. Diese Naturzerstörung fördert die Ausbreitung und Entstehung von (neuen) Virenstämmen. Zoonosen, die Übertragung von Krankheiten von Mensch zu Tier und Tier zu Mensch sind alte Begleiter der Menschheit; und, nebenbei, auch wenn das manche immer noch abstreiten, ein Beweis dafür, dass die Spezies Mensch Teil der Tierwelt auf diesem Planeten ist.

KURT LHOTZKY

David Quammen
Spillover
Der tierische Ursprung weltweiter Seuchen
Pantheon-Verlag | 560 Seiten | 16,50 EUR



Was haben die Politiker daraus gelernt?

Gerade als sich 1918 der Erste Weltkrieg seinem Ende zuneigt, gewinnt eine todbringende Seuche an Fahrt – die sagenhafte Pandemie der Spanischen Grippe. Von Tag zu Tag wächst das Heer der Toten, Epidemiologen werden später von weltweit 20 bis 50 Millionen, ja, gar 100 Millionen Grippeopfern sprechen.

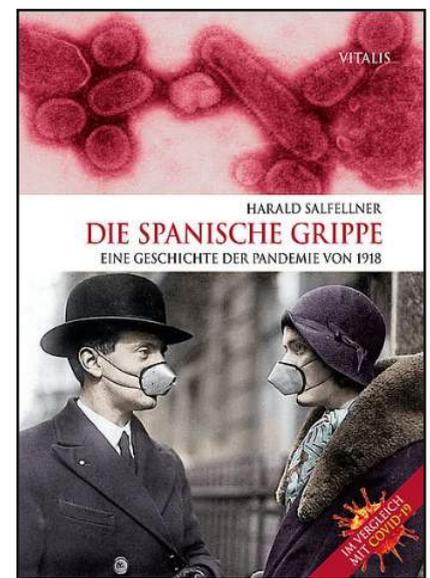
Der bilderreiche Band des Medizinhistorikers Harald Salfellner veranschaulicht die Seuche in ihren globalen Zusammenhängen und Auswirkungen. In 35 Kapiteln schildert der Autor die unklaren Ursprünge, den Verlauf der einzelnen Wellen und das Krankheitsbild der gefürchteten Lungenentzündungen, denen die Ärzte damals weitgehend hilflos gegenüberstehen, das qualvolle Sterben junger Zivilisten und Soldaten, das Verröcheln der Mütter mit dem Säugling im Arm. Unter den Toten sind auch tausende Ärzte und Krankenschwestern, die dem Virus in Ausübung ihres Berufes erliegen. Mit seinen mehr als 280 Abbildungen ist der Band eine

faszinierende Zeitreise zu den Schauplätzen dieser größten Gesundheitskatastrophe der Menschheitsgeschichte.

Die vorliegende zweite Ausgabe des Werkes wurde mit zahlreichen Bezügen zur COVID-19-Pandemie aktualisiert und erweitert.

VERLAGSTEXT/VITALIS

HARALD SALFELLNER
Die Spanische Grippe
Eine Geschichte der Pandemie von 1918
Durchgehend farbig bebildert
Vitalis | 192 Seiten | 24,90



Sagt da wer „Sozialschmarotzer“?

Wer „Rückkehr nach Reims“ verschlungen oder das „Ende von Eddy“ gelesen hat, wird „Die Wurzeln des Zorns“ ganz besonders zu schätzen wissen. Wem die ersten beiden Bücher zu kopflastig oder zu thematisch-spezial waren, sollte das bemerkenswerte Buch von Vincent Jarousseau als gute Alternative zur Hand nehmen. Es ist eine Mischung aus Sozial- und Fotoreportage sowie Graphic Novel

Am Beispiel der nordfranzösischen Industriestadt Denain zeigt der Autor, was die Absiedlung einer Industrie für eine Gemeinde bedeutet, in der die Menschen seit Generationen mit dieser verflochten waren. Es ist zugleich ein brillanter Einblick in das Leben derjenigen, die vom derzeitigen französischen Staatspräsidenten Macron als Faulenzer und Minderleister abgekanzelt werden.

Als 1978 der Generaldirektor von Usinor die Einstellung der Eisen- und Stahlherstellung in Denain verkündet, bedeutet das mit einem Schlag den Verlust von mehr als 5.000 der vorhandenen 6.790 Arbeitsplätze. Trotz Protesten, Großdemonstrationen von anderen Stahlarbeitern aus ganz Frankreich und nationaler Gewerkschaftsmobilisierungen, lässt sich die Schließung nicht verhindern.

Usinor und seine Vorläuferunternehmen hatten nicht nur Werkwohnungen, sondern einen Versammlungssaal, Kinos und

sogar eine Kirche errichtet. Denain war eine typische „Fabrikstadt“, wie man sie sonst eher aus den USA kennt. Diese Infrastruktur brach binnen kurzem zusammen.

Hatten die Stahlarbeiter und ihre Familien vorher voll Stolz erzählen können, dass sie Denain niemals verlassen mussten, weil es ja „bei ihnen“ alles gäbe, waren sie jetzt plötzlich isoliert. Eine schlechte Verkehrsanbindung mit öffentlichen Transportmitteln an die nächstgelegenen größeren Orte machte das Auspendeln schwierig. Immer mehr junge Leute aus Denain konnten aufgrund der prekären Existenz ihrer Eltern, die auf „Arbeitslosengeld“ oder freiwillige Sozialunterstützungen angewiesen waren, keinen Führerschein mehr machen, nicht in andere Städte gehen, um dort Schulen oder Lehrstellen zu suchen – eine soziale Katastrophe.

Vincent Jarousseau war für eine Repor-

tage nach Denain gekommen - geblieben ist er zwei Jahren, gewohnt hat er bei Einheimischen. Berührende Einzelporträts lassen das Schicksal von Menschen lebendig werden, deren Existenzen dem Profit eines Großkonzerns geopfert wurden. Und die jetzt auch noch vom Staat und seinen Repräsentanten verhöhnt werden. Das ist ein idealer Nährboden für die Sozialdemagogie des Rassemblement Nationale (EX-FN). Kein Wunder auch, dass etliche Denainois an den Gelbwestenprotesten teilgenommen haben. Trotz alledem aber ist der Mut vieler Junger ungebrochen – sie versuchen zu härtesten Bedingungen etwas aus ihrem Leben zu machen. Ein Buch, das man jenen unter die Nase reiben sollte, die von „Sozialschmarotzertum“ (egal wo) schwafeln.

KURT LHOTZKY

Vincent Jarousseau
Die Wurzeln des Zorns
Blessing, 166 Seiten, 20,60 EUR



Mehr als nur Bücher für die aktive Freizeit

Was tun in der warmen Jahreszeit, wenn man nicht genau weiß, ob der Auslandsurlaub (sofern den das Reisebüro nicht gestrichen hat) wirklich das Maß aller Dinge ist? Und die Kinder, genervt von Home Schooling und Turnverzicht in der Schule, Auslauf brauchen?

Wenn wir nach dem Kaufverhalten vieler unserer Kunden gehen, können wir konstatieren: Der gute alte Ausflug im näheren Umland hat heuer Hochsaison.

Dass wir Wanderkarten und Wanderführer raschest besorgen können, versteht sich von selbst. Wir haben aber auch im Non-Book-Bereich einiges anzubieten, was den Wanderurlaub aufpeppt.

Schon seit einigen Jahren führen wir die Barfußschuhe der Marke Leguano. Mittlerweile gibt es neben den klassischen Sportschuhen (Leguano aktiv), den Ballettaschen und den Schuhen für Kinder („Leguanitos“) eine Vielzahl praktischer und stylischer Modelle. Die Vorteile des Barfußgehens sind vielfältig: Sicheres Auftreten, aufrechte Körperhaltung, entspannte, warme Füße, ein aktives Körpergefühl, verbesserte Standfestigkeit und eine neues „GEHfühl“, wenn man in der Natur unterwegs ist.

Wer wandert, verbraucht Kalorien – Proviant ist also ein Thema.

z.B. Leguano energy sneaker, 168,-



Ab sofort haben wir für unterwegs und zuhause die Bienenwachstücher von Jausnwrap in unserem Sortiment. Die Verwendung von mit Bienenwachs imprägnierten Leinentüchern zur Aufbewahrung von Lebensmitteln ist eine alte Kulturtechnik der Menschheit. Wir sind zufällig auf diese Art der Verpackung gestoßen und waren sofort begeistert. Käse, Wurst und Brot halten sich nicht nur lang frisch, der Verzicht auf Plastikdosen spart Platz im Rucksack (oder im Kühlschrank), die Wachstücher sind abwaschbar und wiederverwendbar – man spart sich also Alu- oder Plastikfolie.

Kundinnen und Kunden fragen uns manchmal, warum wir Barfußschuhe oder andere Produkte anbieten, die man im „klassischen Buchhandel“ eher nicht erwarten würde. Die Antwort ist einfach: Wir haben damit in der Praxis gute Erfahrungen gemacht und können diese Produkte daher guten Gewissens weiterempfehlen. Am Beispiel Barfußschuhe: Es war gar nicht so leicht, abseits des Internet-handels Barfußschuhe in Wien zu bekommen. Wir glauben, dass es nur fair ist, wenn Kundinnen und Kunden solche Produkte auch sehen und ausprobieren



können, bevor sie eine Kaufentscheidung treffen. Besonders bei den Kinderschuhen ist das wichtig – sonst wird der lustvolle Einkauf schnell zum frustvollen.

Ebenso verhält es sich mit den Jausnwraps, die mittlerweile ein unverzichtbarer Teil unserer Küchenausstattung geworden sind. Besonderer Hinweis: Brot und Gebäck halten sich in den X-Large-Wrap-Tüchern (38 x 58 cm / 19,90 EUR) wirklich lange frisch, bei Brot sogar der Anschnitt.

Generell können wir alle Artikel die wir im Programm haben, auch rasch nachbestellen.

Wenn Sie konkrete Fragen haben freuen wir uns, wenn Sie bei uns vorbeischaun und sich selbst ein Bild von unserem Angebot machen.

Impressum

Eigentümer, Verleger, Druck:
Lhotzkys Literaturbuffet / Andrea Lhotzky
Druckort: Wien
Preisangaben ohne Gewähr



Ed McMerks letzte Worte

Langsames Herantasten an ein (fast) normales Leben

Geneigte Leserinnen und Leser meiner Kolumne,

zweifellos haben Sie sofort erkannt: Ihr Ed McMerkat ist demaskiert! Ja, seit 15. Juni herrscht kein genereller Vermummungszwang mehr.

Ich habe daraufhin gleich einmal den MNS abgelegt – aber nur deshalb, weil ich Ihnen nicht von spitzer Nase zu Angesicht entgegentrete. Denn: Der Sicherheitsabstand von einem Meter gilt nach wie vor, und das hat natürlich auf unser aller Zusammenleben Auswirkungen.

Auch die Buchhandlung, der ich meinen überragenden Intellekt zur Verfügung stelle, muss *nolens volens* gewisse Abstriche machen (*liebe Leserin, lieber Leser – nein, kein Mensch wird Ihnen vor dem Buchkauf mit dem Wattestäbchen in die Nase fahren! Versprochen!*). Die Abstriche sind hier metaphorisch gemeint.

Da die Abstandsregelungen weiter gelten, verzichten die Literaturbuffetiers wohl oder übel auf Gastronomie im Verkaufsraum. Würden die „Lieblingstischchen“ belegt sein, wäre etwa der Zugang zu den Kinderbüchern kaum mehr möglich.

Andererseits – was wäre das Literaturbuffet ohne den „Kaffee für den täglichen Aufstand“? Eben! Daher wird schon fleißig an einer Lösung gearbeitet, um in der schönen Jahreszeit den Kaffeegenuss im Freien möglich zu machen. Momentan scheidet es ja noch daran, dass es empörenderweise keine an die Körpergröße des stattlichen Erdmanns angepassten Stehkaffee-Tische gibt.

Natürlich geht's nicht nur um das Erfüllen mehr oder minder verständlicher oder gar logischer staatlicher Vorgaben. Tatsächlich hat COVID-19 massiv in unser aller Leben eingegriffen. Und vom fetten Elefantenkind bis zum zarten Erdmann ist allen bewusst: das Virus kann uns alle heimtückisch anfallen. **Vorbeugende Schutzmaßnahmen sollten, freiwillig und eigenverantwortlich, eingehalten werden.**

Keineswegs sollten Sie es persönlich nehmen, wenn Ihnen die freundliche Buchhändlerin oder der ebensolche Buchhändler schallend entgegenschmettert: „*Draußen bleiben!*“. Vermutlich wird es ohnehin heißen: „*Wären Sie so freundlich, kurz draußen zu warten? Es sind derzeit sehr viele Menschen im Geschäft, und wir müssen den Abstand zwischen den Kunden gewährleisten.*“.

Es geht ja, auch wenn momentan eine Art Waffenstillstand zwischen dem Corona-Virus und der Bevölkerung proklamiert wurde, um Ihre und unsere Gesundheit. Daher sind Sicherheitsvorkehrungen durchaus angebracht.

Sie wissen ja – mein eigentlicher Brotberuf im Literaturbuffet ist der des Eventmanagers. Ich grübele jetzt schon seit Wochen darüber nach, wie Events im Kulturbereich heute ausschauen können, um wirklich gesetzeskonform und *trotzdem* spaßig zu sein. Sesselkreis mit drei Metern Durchmesser, in der Mitte, durch einen Hula-Hoop-Reifen separiert, eine Autorin oder ein Autor? Und jeder zweite Sessel bleibt frei? Na ja, klingt nicht so toll. Videokonferenz? Wie signiert der Autor seine Bücher, ohne die Linse seiner Webcam vollzukritzeln? Fragen über Fragen ...

Ihr Ed McMerkat III. bittet Sie in diesem Punkt zwangsläufig um etwas Geduld, bis der zündende Gedanke in seinem wohlgeformten Haupt Form angenommen hat.

Für Kinder haben wir aber jetzt schon ein Angebot, auf das wir durchaus stolz sind. Ganz legal dürfen wir uns verbilligt von Büchern trennen, denen es bei uns so gut gefallen hat, dass sie bei uns bleiben wollten. Wer das Literaturbuffet kennt weiß, dass wir speziell bei Kinderbüchern sehr qualitätsbewusst sind und kann also aus einer Fülle guter Kinderbücher für alle Altersgruppen wählen, die wir jetzt um 2,- Euro das Stück verabschieden. „*It's time to say goodbye*“ – und das gilt jetzt auch für Ihren

EDWARD („ED“) McMERKAT III.

Unsere Öffnungszeiten:

Dienstag – Freitag von 13.00 – 18.00
Samstag von 09.00 – 13.00
Sonntag & Montag geschlossen!

Kontakt:

Tel: +43 1 276 47 36
Fax: +43 1 276 47 36
Mobil: +43 6991 585 16 68
mail: office@literaturbuffet.com
Web: www.literaturbuffet.com